

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: [2]

Artikel: Machiavelli und die Schweiz
Autor: Ulrich, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Machiavelli und die Schweiz.*)

Von Prof. Dr. J. Ulrich, Zürich.

I.

Im Dezember des Jahres 1507 wurde der damals schon als geschickter Unterhändler bekannte spätere Dichter, Staatsmann und Geschichtsphilosoph von seiner Vaterstadt an den Kaiser Maximilian nach dem Tirol gesandt, um mit diesem wegen einer Summe zu unterhandeln, welche der römische König anlässlich seiner geplanten Romfahrt von Flo-

renz wie von den andern Städten Italiens verlangte; Zweck seiner Sendung war, den „letzten Ritter des Mittelalters“, dessen Kopf von Plänen wimmelte, von denen er die wenigsten ausführte, hinzubalten, und die Briefe, welche er in dieser Angelegenheit schrieb, wären für uns von nicht gar großem Interesse, wenn Machiavelli nicht auf seiner Reise nach Bolzano auch die Schweiz berührt und in seinen Legationsberichten die Bemerkungen niedergelegt hätte, welche seine scharfe Beobachtungsgabe trotz dem kurzen Aufenthalt im Lande der Eidgenossen wertvoll macht. Ich lasse die betreffende Stelle im vollen Wortlaut in deutscher Uebersetzung folgen:

„und indem ich mit den Dingen beginne, die ich gehört habe, so sage ich, daß von Genf bis nach Konstanz ich viermal auf dem Boden der Schweiz Herberge genommen habe, und nachdem ich bei dieser Durchfahrt so sorgfältig als möglich nach ihrem Wesen und ihren Eigenschaften geforscht und was jeder dieser beiden Könige (es ist der deutsche und der französische gemeint) von ihnen zu erwarten habe, habe ich durch den Bericht hauptsächlich eines Freiburgers**), eines verständigen Mannes, der ihr Anführer im Kriege gewesen und mit den italienischen Verhältnissen vertraut ist, vernommen, daß der Grundstock der Schweizer zwölf miteinander verbündete Gemeinwesen sind, welche sie Kantone nennen, deren Namen Freiburg, Bern, Zürich, Luzern, Basel, Solothurn, Uri, Unterwalden, Zug, Glarus, Schwyz, Schaffhausen sind. Diese sind derart miteinander verbunden, daß das, was von ihren Tagessatzungen ausgemacht wird, von allen gehalten wird, und kein Kanton würde sich dem widersetzen. Und deswegen käufchen sich diejenigen, welche sagen, daß vier Kantone derselben auf der Seite von Frankreich stehen und acht auf der Seite des Kaisers, denn das ist unmöglich, selbst wenn sie es auf ihren Tagessatzungen nicht beschloffen hätten; und wenn sie es beschloffen hätten, so wäre dem einen übel gedient und dem andern noch schlechter. Was aber eine solche Meinung verbreitet, ist, daß der König von Frankreich seit acht Monaten zwei Männer, Hochalbert und Pier Luis, bei ihnen hatte und noch hat, und um von ihnen schnelle Berichte zu erhalten, sendet er ihnen überall, wohin sie gehen, die Posten nach; diese Männer haben in dieser Zeit versucht, alle Kantone zu vereinen und haben öffentlich und privat mit Geld dieses ganze Land vergiftet; und damit hat er alle Beschlüsse verhindert und verhindert sie noch, die etwa zu Gunsten des Kaisers gefaßt werden könnten; und bis auf den Tag, wo ich durchreiste, war nach vielen Tagessatzungen nichts beschloffen worden. Allerdings sollte am Dreikönigstag eine solche in Luzern stattfinden, wohin die beiden Franzosen gegangen waren, und man weiß noch nicht, was die

besagte Tagessatzung zur Welt gebracht hat; aber der Mann aus Freiburg, den ich anführe, sagte mir, der König von Frankreich habe zu viel Geld, als daß sie sich gegen ihn aussprächen, und wenn auch der römische König Geld haben sollte, so können sie ihm ihre Dienste nicht verweigern; aber sie werden sich Mühe geben, ihm zu dienen und doch nicht gegen Frankreich zu sein. Und so ist jeder der Meinung, daß, wenn dem Kaiser es nicht an Geld fehlt, ihm auch die Schweizer nicht fehlen werden, denn sie würden fürchten, wenn sie sich weigerten, ihm gegen Bezahlung zu dienen, sich das Reich zum Feinde zu machen, indem sie sich den Beschlüssen von ganz Deutschland entgegenstellten; und dies ist der Grund, weswegen sie sich nicht auf die Seite Frankreichs stellen wollen. Aber die Schwierigkeiten, die sie gegenüber dem römischen König machen, rühren davon her, daß sie nicht gegen Frankreich sein, sondern ihm anderswo dienen wollen, und der Kaiser anderseits möchte, daß sie neutral blieben, oder dann ihrer nur wenige anwerben und diese nach Belieben verwenden. Sie aber wollen nicht neutral bleiben, sie wollen in großer Anzahl sein und nicht gegen die Franzosen kämpfen, wenn diese nicht Ursache dazu geben sollten; und diese Schwierigkeiten haben bis jetzt viele Tagessatzungen und wenige Beschlüsse zur Folge gehabt. Und man glaubt, daß diese letzte Tagessatzung ein Nichts zur Welt bringen wird wie die andern.

Außer diesen zwölf Kantonen gibt es noch zwei andere Arten von Schweizern: die Graubündner und die Walliser, und beide grenzen an Italien, und wenige Tage bevor ich von Freiburg weiterreiste, war ein Abgesandter des Kaisers durchgekommen, der zu den Wallisern gereist, um diese gegen Frankreich und zu seinen Gunsten zu bestimmen. Diese beiden Abteilungen sind nicht derartig mit den zwölf Kantonen verbunden, daß sie sich nicht gegen die Entschlüsse derselben entscheiden könnten. Sie sind untereinander wohl einverstanden, ihre Freiheit zu verteidigen, aber so, daß wer die eine Abtheilung nicht haben kann, die andere sich sichern kann*). Es stellen die zwölf Kantone je 4000 Mann tüchtiger Mannschaft für einen andern; um sie nach außen zu schicken 1000 bis 1500 jeder Kanton. Und dieser Unterschied rührt davon her, daß, wenn sie sich zu verteidigen haben, jedermann die Waffen ergreifen muß, den die Behörden dazu bestimmen; wenn sie für andere kämpfen, geht, wer will; in einem Falle sind sie vom Geheze gezwungen, im andern vom Preise angelockt.“

Man weiß, daß Machiavelli die Gefahren der Meisläuferei nicht hinlänglich gewürdigt und die Einigkeit der Kantone wie die Achtung der Beschlüsse der Tagessatzungen übertrieben hat. Hatte doch sieben Jahre, bevor er seinen Bericht schrieb, die Eidgenossenschaft nur durch den Bruch eines Schwures bei Novara gerettet werden können (1500)**).

II.

Machiavelli beschäftigt sich auch an andern Stellen seiner Werke mit den Schweizern, so in seinem berühmten Buche „Der Fürst“. Italien sei — und darin wird ihm niemand Unrecht geben können — von Karl VIII. überlaufen, von Ludwig XII. ausgeplündert, von Ferrando (dem König von Spanien) vergewaltigt, von den Schweizern geschändet worden. An einer andern Stelle desselben Buches empfiehlt er dem Staate, militärisch stark zu sein; diese Stärke thue der Freiheit keinen Eintrag, wie das Beispiel der Schweizer zeige, welche „stark bewaffnet und frei“ seien. Auch in den Betrachtungen über die erste Dekade des Titus Livius treffen wir oft auf den Namen der Eidgenossen. Die erste Art, sein Gebiet zu vergrößern, sei die von den alten Römern angewandte, nämlich einen Bund von mehreren Gemeinwesen zu bilden, von

*) Quellen: Opere di Niccolò Machiavelli, Milano 1805. P. Villari, Niccolò Machiavelli e i suoi tempi. 3 Bände. M. Höpli, Mailand 1895 bis 1897. 2 Opere VII, S. 5—8.

**) Machiavelli begeht im einzelnen verchiedene Fehler; er nennt Freiburg Filiborgo, Unterwalden Indrival, Zug Jona u. s. w.

*) Das soll heißen: Zur Verteidigung ihres Landes gehen die zwölf Kantone mit den beiden andern einig; handelt es sich aber um Soldnerdienst, so können die einen Frankreich, die andern dem Reiche dienen.

**) Man vergleiche Dierauer, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft II. 384 ff.



Szene vom Kirschblütenfest in Japan.

denen keines mehr an Stellung oder an Ansehen besitze als das andere, und beim Erwerbe sich die andern Städte zu Gefährtinnen zu machen, wie es zu dieser Zeit die Schweizer thäten. Anderswo spricht er von der Meinung, daß das Geld der Nerv des Krieges sei; wäre dieselbe vollkommen richtig, so hätte Darius Alexander, die Griechen die Römer und Karl von Burgund die Schweizer besiegt. „Das Gold genügt nicht, um gute Soldaten zu finden, aber die guten Soldaten genügen, um das Gold zu finden.“ Wenn ein Reich bewaffnet ist, sagt er anderswo, wie Rom es war und wie es die Schweizer jetzt sind, so ist es um so schwieriger zu besiegen, je näher man ihm kommt. Die Schweizer mag man leicht außerhalb ihrer Heimat besiegen, wo sie nicht mehr als dreißig- oder vierzigtausend Mann zusammenbringen können; aber sie zu Hause besiegen, wo sie deren hunderttausend versammeln können, ist sehr schwer. Die Kraft eines Heeres beruhe in seiner Infanterie und nicht in der Artillerie; ein Beispiel hätten die Schweizer anno 1513 bei Novara gegeben, welche ohne Artillerie und ohne Kavallerie das verhasste und mit Artillerie versehene Heer der Franzosen aufsuchten und in die Flucht schlugen, ohne von den Geschützen daran gehindert zu werden. Ueber die Kavallerie führt er noch ein weiteres Beispiel an: Zur Zeit des Philipp Visconti, des Herzogs von Mailand, stiegen ungefähr 16,000 Schweizer in die Lombardei hinunter. Der Herzog, der damals den Carmagnuola zum Feldherrn hatte, schickte diesen mit ungefähr tausend Reitern und wenigen Fußsoldaten ihnen entgegen. Dieser, der ihre Fehdarten nicht kannte, griff sie mit der Reiterei an in der Meinung, sie leicht über den Haufen rennen zu können. Als er ihre Reihen unerschütterlich fand und schon viele seiner Leute verloren hatte, zog er sich zurück, und da er ein sehr tüchtiger Mann war und in neuen Lagen neue Entschlüsse zu fassen verstand, brachte er seine Leute in Ordnung, suchte die Schweizer auf, und als er in ihre Nähe gekommen war, ließ er seine Soldaten absteigen und griff nun mit dieser Infanterie die Gegner an und umzingelte sie; diese wußten sich nicht zu helfen, denn da die Soldaten des Carmagnuola zu Fuß und wohl bewaffnet waren, konnten sie leicht in die Reihen der Schweizer eindringen, ohne Verletzungen zu erleiden, und wenn sie einmal eingedrungen waren, konnten sie diesen leicht Verwundungen beibringen, da — muß man zum Verständnis hinzufügen — die Eidgenossen keine Rüstungen trugen.

Es würde zu weit führen, all die Stellen zu erwähnen, wo in diesem die Wissenschaft vom Staate neu begründenden Werke von den Eidgenossen die Rede ist; es erübrigt uns, noch von einem spätern Werke des gleichen Autors einige Worte zu sagen, in welchem in ausführlicher Weise einzelne in den Discorsi nur im Keime niedergelegte Ideen erörtert werden. Eine der Angelegenheiten, die Machiavelli am meisten am Herzen lagen, war die Gründung einer Milizarmee in seiner Vaterstadt, und auf diesen Punkt kommt er immer wieder zurück; als Vorbilder schwebten ihm die Römer und die Schweizer vor. Die wahrscheinlich erst im Jahre 1520 beendigte Schrift führt den Titel: „Die Kriegskunst“. Viele Stellen begegnen da wörtlich wieder, so die schon erwähnte Beschreibung der Schlacht von Arbedo, die übrigens von den Mailändern unter der Führung Carmagnuolas hauptsächlich dank ihrer Uebermacht gewonnen wurde*). „Ich vermute“, sagt er im zweiten Buche, „daß die Phalanx der Makedonier die gleiche war wie die Schlachtordnung der Schweizer.“ Und an einer andern Stelle**), mit der ich meine Auszüge schließen will, spricht er sich sehr verständlich über den Ursprung eben dieser Schlachtordnung aus: „Diese Art der Rüstung wurde von den Deutschen und namentlich von den Schweizern erfunden, welche, da sie arm waren und frei sein wollten, gezwungen waren und sind, mit dem Ehrgeiz der deutschen Fürsten zu kämpfen, die, weil sie reich waren, Pferde ernähren konnten, was jene Völker, da sie arm waren, nicht zu thun im Stande waren; daraus ergab sich, daß sie zu Fuß sich gegen ihre Feinde zu wehren suchten, welche zu Pferde waren, die alten Schlachtordnungen wieder aufsuchen und Waffen finden mußten, die sie gegen das Ungestüm der Pferde verteidigen konnten.“

Machiavelli war kein militärischer Fachmann und er hat deswegen z. B. die Bedeutung der Feuerwaffen bedeutend unterschätzt; aber es wird ihm auch von Taktikern zugestanden, daß er einen genialen Blick für die Kriegskunst wie die Politik besaß, wenn er sich auch im Einzelnen irren mochte***).

*) Vgl. Th. v. Liebenau, die Schlacht von Arbedo in der Geschichte und der Legende, zitiert bei Dierauer a. a. O. II. 22.

**) opere X.

*** Vgl. Villari a. a. O. III, Seite 85 und folgende, wo die Urteile eines deutschen und eines italienischen Militärhistorikers angeführt sind.

Kirschblütenfest in Japan.

Mit zwei Abbildungen.

Wohl alle unsere Leser und Leserinnen wissen, daß in Japan die Blütezeit der verschiedenen Lieblingsblumen Anlaß zu festlichen Vereinigungen und Ausflügen bietet, welche sich meist zu eigentlichen Wallfahrten nach den berühmtesten Pflanzstätten gestalten. Zwar muß bemerkt werden, daß nicht alle Blumen oder Blüten sich der gleichen Beliebtheit und Aufmerksamkeit erfreuen; obenan stehen unbedingt: Pfäutchen- und Kirschblüte, Lotus und Chrysanthemum.

Im Januar sind es die Tsubaki = Camelia, im Februar (nach altjapanischer Zeitrechnung der erste Monat) die Ume no hana = Pfäutchenblüten (hana = Blüte), im März die Momo = Pfirsichblüten, im April die Sakura = Kirschblüten, im Mai die Botan = Peonia, ebenso Fujii = Glycine und die Azaleen, im Juni die Ayame = Iris, im Juli die Hasu no hana = Lotusblume. Dann folgen die sog. Aki no nana kasa, die sieben Herbstpflanzen, bestimmte Gräser und Blüten, welche die Waldwiesen schmücken. Ganz besonderer Beliebtheit und eines enormen Zudranges erfreuen sich sodann Ende Oktober die Ausstellungen der Kiku = Chrysanthemum in öffentlichen und Privatgärten. In Tokyo werden um diese Zeit auf eigens erstellten, drehbaren Bühnen Szenen aus der japanischen Heldengeschichte mit lebensgroßen Figuren ganz aus Blumen und Grünem dargestellt.

Auch in den kaiserlichen Gärten wird alljährlich eine Chrysanthemum-Schau veranstaltet und hohe Gäste dazu eingeladen. (Nebenbei bemerkt stellt das Regierungswappen eine stilisierte 16blättrige Chrysanthemum dar.) Den Abschluß bildet im Spätherbst der Momiji = japanischer Ahorn, dessen Blätter vor dem Abfall ein überraschendes Farbenpiel von grün und braungelb bis zum brennendsten Rot darbieten, das da um so malerischer wirkt, wo es von der vielbesungenen und ver-

sinnbildlichten, dunkelgrünen Matsu = Kiefer eingerahmt oder durchsetzt ist.

Unsere zwei Bilder zeigen Szenen vom Kirschblütenfest: im Freien improvisierte Theehäuser, in welchen die fröhlichen, lachenden Gäste jeden Alters und Geschlechts bei einem Schälchen Thee und Zuckerzeug — von dem weiten Hermarisch, dem langen Umherwandern oder den allgemeinen Unterhaltungsspielen — auszuruhen und die geschauten Blütenwunder eingehend zu besprechen pflegen.

In dem Punkte ist der Japaner wahrhaft bewundernswürdig und beneidenswert, wie er durch unendlich aufmerksame und liebevolle Naturbetrachtung sich nicht nur einen hohen und reinen Genuß, sondern zugleich einen natürlichen, einfachen, aber feinen Kunstsinne zu verschaffen vermag, so daß oft bei Leuten aus den untersten Klassen ein gesundes Urteil in dieser Richtung angetroffen wird.

Zur besseren Belehrung unserer Leser halten wir es am Platze, zum Schluß die treffenden Worte einzuschalten, die J. Rein dem japanischen Sakura gewidmet hat.

Prunus pseudo-cerasus Lindl.

„Die Sakura oder Yama Sakura ist ein schöner, mittelgroßer Baum von der Tracht unseres Kirschbaumes, der in den Bergwäldern von ganz Japan wild wächst und auch noch in Süd-Sachalin angetroffen wird. Auf den südlichen großen Inseln findet man ihn hier und da noch 1000 m über der See; weiter nordwärts senkt sich seine Höhengrenze mehr und mehr. Auch ist es eine beliebte Zierpflanze der Gärten und Tempelhaine und hier vornehmlich seiner oft sehr großen, gefüllten Blüten wegen geschätzt. Das gleichartige, feinkörnige, rötliche